

# Die Rückseite der Liebe : Bemerkungen über die Sterblichkeit

Autor(en): **Marx, Wolfgang**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **80 (2000)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166337>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**Wolfgang Marx,**

geboren 1943, studierte Psychologie in Kiel und München. Nach der Diplomprüfung war er zunächst als Verwalter einer Assistentenstelle, nach der Promotion als wissenschaftlicher Assistent im Institut für Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität in München tätig. 1978 erfolgte seine Habilitation. Von 1980 bis 1994 war er Professor für Psychologie an diesem Institut. Seit 1994 ist er Ordinarius für Allgemeine Psychologie an der Universität Zürich.

## DIE RÜCKSEITE DER LIEBE

### Bemerkungen über die Sterblichkeit

*Dass Liebe und Tod zusammengehören wie Leben und Tod, ja mehr noch und eigentlicher, wird besonders grausig durch die ihr Männchen noch während der Begattung aufzufressen beginnende Gottesanbeterin illustriert. Erst durch die Erfindung der Sexualität wurde der Tod von einem möglichst zu vermeidenden Störfall zu einem unvermeidbaren Normalfall; denn als Leben entstand, war es im Prinzip auf Unsterblichkeit angelegt. Der erste Prototyp der Evolution, der Einzeller, sollte unbegrenzt dauern, sich ständig teilen und erneuern – bis an das Ende aller irdischen Tage.*

Später entwickelte die Natur ehrgeizigere Projekte, sie verfiel auf den Gedanken komplizierter, vielzelliger Gebilde von eigenwilliger, gelegentlich geradezu bizarrer Schönheit. Diese Entwicklungsarbeit konnte wesentlich gefördert und beschleunigt werden durch die Erfindung der Sexualität. Sie ermöglichte es, in kurzer Folge immer neue Merkmalkombinationen zu probieren. Im Rahmen eines solchen Entwicklungsprogramms liess das Interesse an einer langen Lebensdauer der Individuen merklich nach. Interessant war jetzt nur noch die jeweils nächste Generation, waren Veränderungen, die sich als Verbesserungen herausstellen würden. Es versteht sich, dass bei diesem Evolutionsprozess die jeweils älteren Generationen im Wege sind. Das Entwicklungsziel verlagert sich vom Überleben der Individuen zum Überleben der Art. Der «natürliche» Tod ist in dieser Sichtweise in letzter Konsequenz eine Folge der Erfindung der Sexualität, ist eine Einrichtung im Interesse des Lebens.

Dramatisierend könnte man in diesem Zusammenhang formulieren, dass uns gewissermassen ein Selbstzerstörungsprogramm eingebaut sei. Der Vorgang ist jedoch zutreffender eher passiv zu beschreiben: Der Organismus hört nach und nach auf, der Entropie Widerstand entgegenzusetzen, er altert und stirbt schliesslich. Zur Erklärung des Sterbens benötigt es also nicht unbedingt eine aktive Komponente,

die direkt auf Selbstschädigung ausgeht. Occams Rasiermesser zum Trotz brachte Sigmund Freud den Gedanken eines aktiv auf Selbstzerstörung gerichteten Todestriebes in die Debatte ein. Dieser Gedanke ist nicht unbedingt plausibel, und auch die Begründung dafür, alles Lebende strebe in den Zustand des Anorganischen zurück, ist bestenfalls schlechte Metaphysik. Es ist daher keineswegs verwunderlich, dass ihm selbst in den eigenen Reihen nur wenige in dieser Sache folgen mögen.

Spiegelt sich im Thanatos-Konzept am Ende nur Freuds von Alter und Krankheit und den desolaten politischen Zuständen ausgelöster Pessimismus? – In seinen Schriften spricht vieles allerdings dafür zu vermuten, dass die Idee eines Todestriebes schon von Anfang an in der Struktur des Freudschen Denkens angelegt war.

### Quietistische Grundtendenz bei Freud

Tatsächlich ist Freuds Psychologie schon immer quietistisch konzipiert. Von aussen oder innen kommende Reizungen werden unlustvoll als Störungen erlebt, die es zu beseitigen gilt, um den Ruhezustand wiederherzustellen. Das eigentliche Movens des Verhaltens ist also die erfahrene Unlust. Alle Handlungen werden dadurch zu Triebhandlungen, alles Tun ist erzwungenes Tun, selbst das Denken ist in dieser Sichtweise nichts anderes als ein triebgesteuerter Vorgang. (Ein faszinierender und

zugleich doch auch irgendwie anstössiger Gedanke.) Die Rede vom Lustprinzip erweist sich im Grunde als verkürzt; denn der Lustgewinn ist ja nur die Rückseite der beseitigten Unlust. Solche Überlegungen konvergieren übrigens mit der Erfahrung der Behavioristen, dass Unlustvermeidung der stärkste Motor des Lernens ist. Aversive Reize vermeidendes Verhalten ist extrem löschungsresistent. Es kann in Einzelfällen bei Schafen oder Hunden noch nach Jahren, selbst Jahrzehnten nachgewiesen werden. – Wenn nun alles psychische Geschehen von der Wahrnehmung über das Denken bis hin zum Handeln nur auf dieses eine Ziel ausgerichtet ist, wieder in den Ruhezustand zurückzukehren, dann kann der Gedanke eines «Nirwana-Prinzips» keineswegs so unerwartet und absonderlich erscheinen wie das Kaninchen im Zylinder des Zauberers.

Nun kann eine solche quietistische Grundtendenz freilich auch im Sinne eines Selbsterhaltungstriebes gedeutet werden; und anfangs sieht es bei *Freud* auch danach aus, als wolle er diesen Weg gehen. Um nachzuvollziehen, warum es dann doch nicht dabei geblieben ist, muss noch auf ein weiteres Grundelement Freudschen Denkens verwiesen werden, das sich ebenfalls bereits in seinen frühen Schriften manifestiert. Die Dynamik der Motive ist bei ihm von Anfang an antagonistisch angelegt. Es ist sehr gut möglich, dass der Arzt und Neuroanatom, der *Freud* ja zunächst war, in dieser Sache vom Antagonismus von Beuger und Strecker bei der Bewegungssteuerung der Extremitäten inspiriert wurde. Jede Bewegung kann als ein Kompromiss zwischen zwei antagonistischen Antrieben betrachtet werden, und die Erregung des einen ruft stets zugleich auch die des anderen hervor. Nach diesem Vorbild gestaltete *Freud* sein metapsychologisches Modell, in dem Trieb und Verdrängung (also Gegentrieb) stets zusammengedacht werden und in dem alles psychische Geschehen vielfältigen Kompromissbildungen unterliegt.

In diesem Sinne könnte man nun das Triebgeschehen als ständige Kompromissbildung zwischen Sexualtrieben und solchen der Selbsterhaltung betrachten; und es sah, wie bereits angedeutet, anfangs durchaus danach aus, als wolle *Freud* in diese Richtung gehen. Als er jedoch später

.....  
*Die Rede  
 vom Lustprinzip  
 erweist sich  
 im Grunde  
 als verkürzt;  
 denn der  
 Lustgewinn ist  
 ja nur die  
 Rückseite der  
 beseitigten  
 Unlust.*  
 .....

Sexualität und Selbsterhaltung zu den «Lebenstrieben» zusammenfasste, ergab sich aus der Logik seines Modells die Notwendigkeit, einen neuen Grundtrieb einzuführen, der die Rolle des Antagonisten der Lebenstrieb übernehme sollte. Obwohl unser Denken von sprachlichen Reflexen nicht unwesentlich mitbedingt wird, wäre es jetzt sicher allzu trivial zu vermuten, dass *Freud* an dieser Stelle durch ein banales Sprachspiel à la «Was ist das Gegenteil von Leben?» auf den Tod gekommen wäre. Wie schon bei anderen Gelegenheiten dürfte ihm in diesem Falle die klinische Phänomenologie zu Hilfe gekommen sein.

### **Sexualität und Selbsterhaltung als Lebenstrieb**

Zu der fraglichen Zeit nämlich beschäftigte *Freud* das irritierende Phänomen des Masochismus, das eine ganze Reihe nicht leicht zu beantwortender Fragen aufwirft. – Wie, beispielsweise, soll man sich Tendenzen erklären, den eigenen Körper zu schädigen, gar auf seine Vernichtung hinzuarbeiten? – Und wie den Widersinn, dabei auch noch Lust zu empfinden? – Und wenn Lust lediglich die Rückseite der Unlust ist, wenn sie also die Befriedigung eines Triebes anzeigt, wofür steht dann diese Lust am Untergang? – Welcher Trieb gibt sich in ihr zu erkennen? – Eine Kette von Fragen, die, so schien es *Freud*, unaufhaltsam der einen Antwort zutreibt: Es ist ein Trieb, der in letzter Konsequenz auf den eigenen Tod gerichtet ist.

In dieser Sichtweise hat der Todestrieb nichts mit Aggression nach aussen zu tun, mit Aggression, die sich gegen andere richtet. Alle Versuche wohlmeinender Freudianer, die Anstössigkeit des Todestrieb-Konzeptes durch die Uminterpretation zu einem allgemeinen Aggressionstrieb zu mildern, gehen an der Sache vorbei, um die es *Freud* zu tun war und an der er gegen alle Einwände hartnäckig bis zum Ende festgehalten hat. Freilich gibt es Aggression, aber diese ist – wenn schon – dann vielmehr Teil der Lebenstrieb, hat etwas zu tun mit Durchsetzung und Selbstbehauptung und ein Stückweit auch mit Sexualität. Aggression gehört zu den Strategien des Lebens, auch wenn sie gelegentlich den Tod (nota bene: in der Regel den anderer) zur Folge hat. – Der

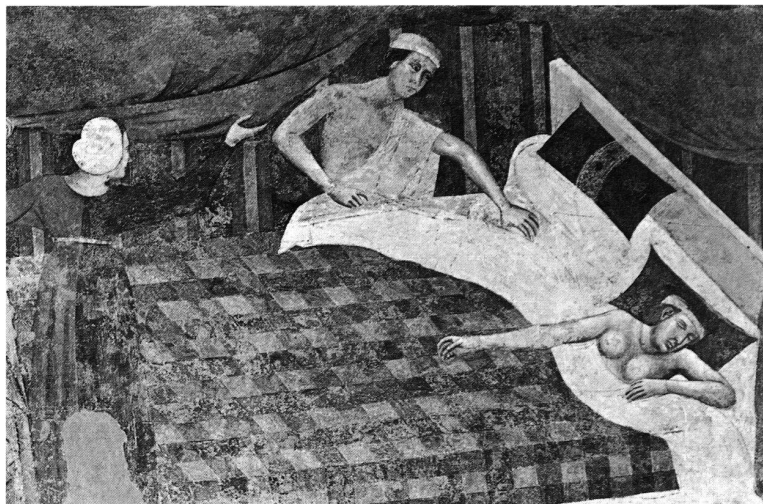
.....  
*Selbstmörder  
 haben fast  
 immer Absichten,  
 die auf das  
 Leben gerichtet  
 sind – und auf  
 die Lebenden.*  
 .....

Todestrieb hingegen, so hat *Freud* uns versichert, arbeitet im Stillen, wirkt verborgen, so verborgen, dass selbst er ihn lange Zeit übersehen konnte. Der Lärm des Lebens, zu dem zweifellos auch die Aggression beiträgt, geht in der Sichtweise *Freuds* allein vom Eros aus.

Es gibt jedoch noch andere Umdeutungsversuche, die der Substanz des *Freud*-schen Denkens näher stehen als das Konzept eines Aggressionstriebes. So hat beispielsweise *Norbert Bischof* im Rahmen seines Zürcher Modells der sozialen Motivation versucht, den Todestrieb mit dem Streben nach Sicherheit zu identifizieren, und das heisst: zurückzukehren auf den sicheren Boden der Selbsterhaltung. Analoge Ideen finden sich bei *Cordelia Schmidt-Hellerau*. Sie deutet den Todestrieb als introversive, auf Ruhe und Gleichgewicht gerichtete Strebung, die expansiven, nach aussen gerichteten Strebungen entgegenwirkt. Im Grunde läuft auch in ihrer Interpretation die Sache auf einen Antagonismus von Selbsterhaltung und Sexualität (in einem sehr weiten Sinne) hinaus, auch wenn sie aus über grossem Respekt vor dem Meister den Begriff Todestrieb nicht ganz aus ihrer Terminologie streichen mag.

Es bleibt die Frage, warum sich *Freud* in einer Sache so entschieden festgelegt hat, die niemandem so recht nachvollziehbar erscheint. Meine Vermutung geht, wie bereits angedeutet, dahin, dass die entscheidende Weichenstellung in eine problematische Richtung erfolgte, als er Sexualität und Selbsterhaltung zu einem einheitlichen Streben, zu den Lebenstrieben eben, zusammenfasste. Tatsächlich aber erfordern diese beiden Aufgaben, zu überleben und sich fortzupflanzen, Aktivitäten, die durchaus nicht immer in die gleiche Richtung zielen, ja, die gelegentlich sogar in Widerspruch zueinander geraten können. Das zeigt uns im Extremfall das Männchen der Gottesanbeterin. Es müsste sich entscheiden: entweder Fortpflanzung oder Selbsterhaltung – wenn es sich denn entscheiden könnte. Auch wenn sich dieser Antagonismus in der Regel nicht so krass darstellt, lässt sich das Leben doch in mancher Hinsicht als ständig erneuter Kompromiss zwischen diesen beiden Strebungen begreifen.

Wenn nun aber, und damit kehre ich wieder zum Ausgangspunkt dieser Über-



Museo Civico – Szena nuziale (Niccolò di Segna, sec. XIII).

legungen zurück, der natürliche Tod eine notwendige Folge der Sexualität ist, muss dann nicht in der einen oder anderen Form dafür gesorgt werden, dass er auch eintritt? Um dieses sicherzustellen braucht es jedoch, selbst wenn man in *Freuds* Bahnen antagonistisch denken will, keinen Todestrieb, der Gegenspieler des Lebens ist in Form der Entropie schon immer wirksam. Der im Grunde schon sehr früh, etwa mit dem 22. Lebensjahr einsetzende, erst fast unmerklich langsam, dann zunehmend beschleunigt verlaufende Zerfall der Strukturen des Organismus schwächt nach und nach die Lebenskraft. Als psychische Folge einer solchen fortschreitenden Ermattung stellt sich eine im höheren Greisenalter nicht selten zu beobachtende Lebensmüdigkeit ein. Diese reflektiert jedoch keinen aktiven Selbstvernichtungswillen, sondern eher das resignative Hinnehmen des Verfalls, der sich in einem bereits fortgeschrittenen Stadium befindet.

Aber gibt es nicht auch Menschen, die in der Blüte des Lebens den Tod suchen vor der Zeit? – Nach allem, was wir aus der Klinischen Psychologie über solche Fälle wissen, lässt sich jedoch sagen, dass Selbstmörder in aller Regel auf den Versuch aus sind, nicht auf das Gelingen. Sie haben fast immer Absichten, die auf das Leben gerichtet sind – und auf die Lebenden. Ich denke jedenfalls nicht, dass man aus solchen Fallgeschichten Belege für die Existenz eines Todestriebes wird ableiten können; und ich sehe auch sonst keinen guten Grund, an einem solchen Konzept festzuhalten. ♦

*Norbert Bischof*, *Das Rätsel Ödipus*. Piper, München 1985. *Sigmund Freud, Jenseits des Lustprinzips. Gesammelte Werke, Bd. 13*, Fischer, Frankfurt 1920. *Carl Schmidt-Hellerau, Lebenstrieb & Todestrieb. Libido & Lethe*. Verlag Internationale Psychoanalyse, Stuttgart 1995.